

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 98. Mister Ebithor, wenn Sie heut en Schreibbrief von mich kriegen, dann den Se keine Ebidie mit dabon, wie ich geoffert hen. Wei es sin genug Tiers uff den Brief getridelt, for e kleines Boote zu starte un ich hen auch plentie Raßs dabür. Daß ich immerhaupt noch die Fasslitz hen, e Penn zu mennetsche, das is e Wunder; ich fühle, als wann ich mit en Bubi Nummeros sinwegehen (mehd tu ordner) en Aid kriegt hätt; ich fühle so daunbarlet, als wann ich ganz allein bei mei Lohnsomm an die Welt wuß oder als wann jeder Mensch mit Bridstien nach mich schmeiße deht un ich müßt bei allem dem noch schmeiße. No, no, das is doch das worste, was mich noch gehäppend is. Der Philipp, was mein Hosband is, hot doch in sei Leve schon e ganze Latt Drids an mich gespielt, amwer was er jetzt gemacht hot, das duht doch alles biete, denke Se emol, der Runne is ja nach Japan gange for den Bar mit die Roßjhiens zu riporte! Hen Se schon emol to ebbes gehört? Ich fühle, als wann ich mich in daufend Feße verreiße fönt un als wann ich mich jedes einzelne Hoop, was ich an mein Kopp hen, ausreiß fönt. Sie wer'n wohl wunnere, wie ich dahinter getomme sin? Das will ich Ihne sage. De annere Dag gehn ich in den Butscherschapp, for mich e wenig Wiet zu hole, do sagt der Butscher: „Well, Mädde, was duht der Babs schreue?“ Do hen ich gefanne, mit meine Kenntnisse. „Nids duht er schreue“, hen ich gefagt. Wei, hot der Butscher gefagt, das duht ja grad gude, als ob Sie immerhaupt nit wüßte, wo er is.“ Das is was die Wätter is, hen ich gefagt, bitahs ich hen mein Weind uffgemacht, keine Lei mehr zu sage. Wann der Philipp fo en verdollte Fuhl is, dann soll er auch die Konsehnenes trage. Un do hot mich dann der Butscher verjählt, daß der Phil in Japan is un daß in e Pehper, wo en Kostiemer mitgebracht hot, geprinted war, daß der Philipp schon e ganze Latt Trudel gehabt hätt un daß do nur die Wöien Kastaltstambani for zu klehme wär.“ Ist sin fast uff mein verrehte Budel gefalle, wie ich das gehört hen. Das Bief, was ich in die Hand gehabt hen, das hot ordentlich geschwizert, „als wär's ein Stid von mir“, wie's in den schöne Volkslied heiße duht. Mitaus e Wort zu sage un mitaus mei Will zu bezahle sin ich fort un sin strebt heim gange un dann hen ich gefart zu greime, als wann mich das Herz breche deht. Mit was hen ich das biefert, hen ich mich gefragt un ich hen mei Kneffschen auch geennfert: „Mit naktings“. Hot der Runne en Kiesen, nach e fremdes Kontrie zu gehn? wann er Wahr hen will, dann kann er alles daheim hen, was er in die Wein will. So e Schelm! Wie ich in mei Greime emol e Paas gemacht hen, do sin ich zu der Wedesweilersch gange, for bene mein Trudel zu verzähle. Der Wedesweilersch hot gefagt, das wer doch nit das erste mol, daß der Philipp zu Lumpstiecht made deht un ich soll nit so daunhartet fühle; ich soll emol e Kimmelsche nemme, das deht m. ch besser fühle made. Well, e Kimmelsche kann ich nie nit reffühle, bitahs das biff meine Deitschschiffen. Ich hen hardlie das Glas ausgepiffet gehabt, do is der Mehlterrier komme un hot gefagt, er wär froh, daß er mich sein deht, bitahs er hätt en Brief for mich un fönt sich den Tripp nach mei Haus seße. Se könne immätschinne, daß ich den Brief so schnell in en Hund gauzt getadelt hen. Er is von den Phil gefadelt. Schufz genau, er is in Japan. Ich lasse den Brief hier folge, edätsche wie er ihn geschrieven hot un dann könne Se auch e Ebidie kriegen, was er for e schlechtes deitsch iuhße duht. Also er schreibe: Mei Diehr Lizzie! Daß ich in Japan sin, das hot du mehße schon aus den Poststiechtem genohst. Du kannst froh sein, daß du mich Vermischen gewore hot for zu gehn, bitahs ich mach mich hier e Repputehschen, wo ich in den Wedesweilersch hen Scheunt nie nit gegriet hätt. Ich sin schon mit die beriehmteste Pielbes in Konnehschen komme; off Kohrs is auch plentie Dehscher dabei, amwer wann en Mann wie ich schon so lang mit seine Alte Wahr hawore duht, dann gibt er um fo e Kleinigkeit nids. Es gehi mich artig gut un ich hen schon die Lengwitsch fo un getadelt, daß die Zäpps nit ausmade könne ob ich russisch tabte un die Roßjhiens nit wüße, ob ich en Zäpp sin. Das duht mich e ganze Latt helpe. Du weis gut genug, daß ich en Feller sin, wo in die Welt lebende duht un wo ebbes auszusinne is, das meint Sache wo mich nids anghen un wo wie mer uff deitsch sage duht, nit von mei Bihnes sin, do gibt's gar kein bessere Mann wie mich. Schreibe mich doch auch mol

Am Altar.

Erzählung von A. v. Felsen. Es war im Norden Frankreichs in einem kleinen, weitentlegenen Ort, wo ich eine Scene erlebte, die ich nie im Leben vergessen werde. Kein Laut störte die tiefe Stille dieses Sommermorgens, kein Wölfling trieb den blauen Himmel; glühend heiß brannte die Sonne herab auf die kleinen, wie schläfrig daliegenden weißen Häuser, während die mittelalterliche Kirche mit dem grauen Thurm im Schatten lag. Auf dem großen Platz vor der Kirche war Alles wie ausgestorben. Meine Blicke hatten lange auf einer zerbrockelten Statue eines Heiligen gehaftet, als ich eine seltsame Gestalt näher kommen sah, eine gespenstisch aussehende Frau im weichen, unmodernen Kleid, einen langen, weichen Schleier auf dem grauen Haar und ein Blumenbouquet in den weißbehandschuhenden Händen. Mit leichten, graziosen Schritten kam sie in der Mittagsgluth über den Platz. Jede ihrer Bewegungen drückte treubühlerische Erwartung aus. Ohne mich zu sehen, ging sie an mir vorüber, und ich sah deutlich ihr gelbes Gesicht mit dem kindlichen Ausdruck, ihre dunklen, in freudiger Hoffnung leuchtenden Augen, das graue, sorgfältig frisierte und mit weißen Blüten geschmückte Haar und den großen Mund, der, leicht geöffnet, das Zehnen mehrerer Zähne erkennen ließ. Im höchsten Grade erstaunt über die seltsame Erscheinung, die sich wie ein Gespenst inmitten der sonnigen Umgebung ausnahm, starrte ich ihr nach, bis sie die Kirche betrat, wohin ich ihr folgte. Mit langsamen Schritten, aber ohne sich auch nur ein einzigesmal umzusehen, näherte sie sich dem Altar, an dessen Stufen sie niederkniete und, das Haupt tief gesenkt, betete. Voller Verwunderung über die merkwürdige Erscheinung, deren Gebahren etwas Traumbhaftes an sich hatte, folgte ich geräuschlos und blickte seitwärts in einiger Entfernung von ihr stehen. Todtenstille herrschte in der kleinen Kirche. Plötzlich wurde dieselbe durch den Klang der Kirchenglocken unterbrochen, die anfündigten, daß es dreiviertel Zwölf war. Nachdem der letzte Hauch verklungen, trat wieder Stille, athemlose Stille ein. Die Stille, mit welcher die Frau gebetet, löste sich jetzt. Sie erhob den Kopf, machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern und richtete sich zu halber Höhe empor. In diesem Augenblick vernahm man ein leises Geräusch von der Sakristei her; ein Schlüssel wurde im Schloß umgedreht, eine Thür geöffnet und ein alter, müde aussehender Abbe mit rüchlichem Gesicht und schneeweißem Haar näherte sich ihr. Jetzt erhob sich die Knieende und schlug den Schleier zurück. „Ich bin zu spät gekommen, hochwürdiger Vater“, sagte sie mit ängstlicher Stimme, um im Flüsterton hinzuzusetzen: „Er wird aber auch gleich kommen, mein gleich!“ „Wein, mein Kind, ich fürchte, er kommt heute nicht!“ antwortete der Priester mit tröstlicher Stimme. „Aber heute ist doch der Tag, auf den wir so lange gewartet haben — ach, so lange. Er wird gleich hier sein.“ „Ich glaube nicht“, entgegnete der Abbe. „Aber ich weiß es! Er hat den Tag ja so herbeigesehnt! Gestern Abend brachte er mir diese Blumen hier, die ich heute tragen sollte, und als er fertig, sagte er, es sei zum letztenmal.“ „Es war auch zum letztenmal, Marie — zum allerletztenmal.“ Sie schwieg und ihre ganze Haltung drückte aus, daß sie die Worte des Priesters nicht begriff. „Nun geh' nach Hause, Kind“, sagte der Abbe sanft. „Wo er nur bleiben mag?“ fragte sie mit einem Schluchzen in der Stimme. „Du wirst ihn wiedersehen, liebes Kind, vielleicht bald schon, aber nicht hier, nicht hier!“ sagte der Priester mit zitternder Stimme. „Doch hier — hier — hier!“ entgegnete sie hastig und nachdrücklich. „Er sagte gestern Abend, wenn wir uns heute am Altar treffen, würden wir uns nie wieder trennen.“ „Ihre Stimme erklang in Schluchzen und sie lenkte tief den Kopf. „Bete zu Gott, mein Kind, und er wird Dir Trost spenden“, sagte die tröstliche Stimme des alten Mannes. „Unsere Trauung — sie sollte doch Freitag sein. Heute ist Freitag, mein Vater. Was hält ihn nur fern?“ fragte sie mit von Thränen erstickter Stimme. „Wenn er heute nicht kommt, so kommt er gewiß nächsten Freitag.“ „Du mußt jetzt nach Hause gehen, Marie“, sagte der Abbe, in bestimmtem Ton. „Da ist's so leer“, verzweigte sie verzweiflungsvoll. „Gott gebe Dir Frieden!“ murmelte der Priester und machte das Zeichen des Kreuzes über ihr. Nach einigem Jöacern wandte sie sich ab vom Altar und ging mit widerstrebenden Schritten dem Ausgang zu. Ich folgte ihr und sah ihr nach, wie sie in der glühenden Mittagssonne über den Platz ging und in einer Seitengasse verschwand. Während ich in tiefes Nachdenken versunken da stand, sah ich den Abbe

Nachtangriff.

Von Graf E. Reventlow. Die Dämmerung hat eben begonnen, und eine frische Brise kühlt die Oberfläche der See, die sich vor wenigen Minuten noch grau und glatt wie ein ungeheures Seidentuch ausbreitete; unendlich, denn die Dunkelheit läßt sie ohne die scharfe Grenzlinie des Horizonts in den grauen Himmel übergehen. Heute erstrahlen keine Lichter aus den Panzerschiffen und Kreuzern, die hier als Flotte versammelt in der weiten flachen Bucht verankert liegen, die Umrisse der Schiffkörper verschwimmen allmählich im Grau des Abends. Da lösen sich aus der formlosen Masse eine Anzahl kleiner Körper los und bewegen sich, in zwei Abtheilungen geordnet, nach verschiedenen Richtungen mit mäßiger Geschwindigkeit seewärts. Torpedoboote. Aufklärungskreuzer haben während der Tagesstunden die Annäherung einer überlegenen feindlichen Flotte gemeldet, und der Admiral hat beschlossen, trotzdem die Schlacht anzunehmen, ja selbst aufzusuchen, denn er kennt den Geist seiner Offiziere und Mannschaften und den moralischen Werth der frischen Offensiv. Morgen oder übermorgen, so rednet er, wird es zur Schlacht kommen, und in den vorhergehenden Nächten sollen die Torpedoboote versuchen, den Feind zu finden und auf hoher See anzugreifen. Gelingt es, mehrere feindliche Schlachtschiffe außer Gefecht zu setzen, so verlaß alle Chancen für den günstigen Verlauf der Entscheidungsschlacht vorhanden. Nach einigen Stunden schneller Fahrt lösten sich die beiden Torpedobooteabtheilungen in eine lange, weit auseinandergezogene Linie auf; denn, wenn auch annähernd Standard und Kurs des Feindes bekannt sind, so müssen doch alle Vorsichtsmassregeln angewandt werden, damit man nicht, ohne ihn zu bemerken, an ihm vorbeifährt. Eine dritte Torpedobooteabtheilung folgt in weiter Entfernung. Die Kommandanten sind vor dem Ansetzen genau von ihren Flottillenführern instruiert, in welcher Weise man bei Zusichtkommen des Feindes vorzugehen soll, ohne daß ihnen jedoch volle Selbstständigkeit des Handelns und damit der Verantwortung gemindert wäre. Noch einmal nehmen sie ihre Leute zusammen; es geht ja heute Nacht auf Tod und Leben, der eine ist der Gefahr genau so ausgesetzt wie der andere, und deshalb muß auch jeder sofort einpringen, wo eine Wunde gerissen wird; der Unteroffizier für den Offizier, der Matrose für beide. Die Leute wissen Bescheid und nehmen ihre Position ein, und der Kommandant geht noch einmal durch die Mäute und über Deck. Sämmtliche Schotten des Bootes sind geschlossen, alle Lichter gelöscht; nur in einem kleinen Raume steht eine sorgfältig verdeckte Blendlampe, um dem Kommandanten und dem Steuermann einen Blick auf die Seeferse zu gestatten. Im Heizräume ertheilt der Maschinist den Unteroffizieren und Heizern noch eingehende Anweisungen: höchste Dampfspannung halten, damit das Boot sofort auf Befehl seine größte Geschwindigkeit entwickeln kann, und die besten Kohlenstücke verwenden, damit kein Rieder, aus dem Schornstein qualmender Rauch zum Verräther werde; die Torpedos liegen scharfgemacht in den Rohren, und es bedarf nur eines Handdrückes, um sie zu lanciren. Es ist alles in Ordnung, und nun vertheilt sich die verfügbare Mannschaft auf dem Oberdeck und der Kommandobrücke, um Ausguck zu halten nach feindlichen Schiffen. Dem Kommandanten gehen, während das Boot seinen Kurs unentwegt verfolgt, die Worte des Flottillenführers durch den Kopf: „Ich mache Sie besonders darauf aufmerksam, meine Herren. Sie werden nicht eine so günstige Situation finden, wie im letzten japanisch-russischen Kriege die japanischen Boote bei Port Arthur. Dieser Gegner ist vorbereitet und kennt die Gefahr; Sie werden Wähe haben, ihn zu finden, und wenn Sie ihn gefunden haben zum Angriff zu kommen.“ Der Kommandant blickt um sich: Gott sei Dank eine dunkle Nacht, und vor allem kein heller Horizont, gegen den die Boote sich abheben könnten — Es geht weiter, frundenlang... Da hört ihm ein Signalmaat an und deutet schweigend mit dem Arm nach vorn. Alle Augen versuchen die Dunkelheit zu durchdringen, ein Matrose gleitet auf Wink des Kommandanten an Deck hinunter und bedeutet den Lancirer, daß sie sich fertig halten. Die verschmommenen Umrisse des dunklen Gegenstandes werden deutlicher; ein großes Schiff zeit seine Breitseite und kreuzt mit langamer Fahrt unseren Kurs. Der Kommandant läßt die Maschine seines Bootes stoppen, ein leises Ruckkommando, und langsam wird der Kurs so geändert, daß er hinter dem Schiff vorbeifährt, — denn es ist nicht das Angriffsobjekt, das wir suchen; die vier deutlich sichtbaren Schornsteine verrathen den Kreuzer. In athemlosem Schweigen vergeht eine Minute. Der Kreuzer hat das niedrige Boot, das ihn nur seine Schmalseite

Trodenlegung der pontinischen Sümpfe.

Seit langen Jahren ist das deutsche Projekt zur Trodenlegung der pontinischen Sümpfe in Schwerte. Durch die Ausführung des Projektes würden mehrere Quadratmeilen Cumpfboden, der heute nur als Weideland dient — und auch das nur während des Winters — in fruchtbarsten Weizenboden verwandelt. Vor Kurzem hat sich nun, wie die „Augsburger Abendzeitung“ berichtet, ein „Pontinisches Syndikat“ mit ausschließlich deutschem Kapital gebildet, das die vorbereitenden Schritte zur Trodenlegung der Sümpfe gethan hat. Zunächst schloß das Syndikat mit den Grundbesitzern des Cumpflandes langjährige Pachtverträge ab. Der größte in Frage kommende Grundbesitzer ist die Stadtgemeinde Terracina. Für die Gemeinde war ihr Grundbesitz in den Sümpfen allerdings nur eine Last und erforderte einen jährlichen Zuschuß von etwa 50,000 Lire. Dafür zogen aber die Bürger von Terracina aus dem Cumpflande große Privatvortheile. Jeder Bürger hatte in dem Cumpflande Jagdarechtigkeit, konnte für seinen Familienbedarf Holz schlagen o. s. w. Der Gemeinderath von Terracina hat nun das Cumpfland, etwa 70,000 Hektar, an das Pontinische Syndikat gegen einen Jahreszins von 100,000 Lire verpachtet. Natürlich wird damit die Privatgerechtigkeit der Bürger abgelöst. Damit sind nun die Bürger von Terracina nicht zufrieden. Einige Advokaten haben in der Bürgerschaft eine lebhaftige Agitation wachgerufen und eine starke Gruppe von Bürgern will gegen den Gemeinderath einen Prozeß anstrengen und von ihm Schadenersatz verlangen. Seit 50 Jahren wird in Terracina unausgesprochene Klage darüber geführt, daß der Staat die Bürger an der Malaria ferben lasse. Nun sich endlich Leute gefunden haben, die an die Trodenlegung der Sümpfe gehen wollen, ist man in Terracina auch nicht zufrieden.

Jubiläum der Schiene.

Die Hundertjahrfeier der Eisenbahnschienen wird man in wenigen Wochen feiern können. Die Anwendung der Dampfkraft und die Erfindung der Lokomotiven zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wäre nicht von so weittragender Bedeutung gewesen, wenn nicht fast sogleich auch die Schienen erfunden wären. Mit ihrer Hilfe wurde die Schnelligkeit oder die wirksame Kraft der Motore vergrößert. Im Jahre 1804 wurden die ersten eisenen Schienen von zwei Mechanikern aus Wales, Trevithick und Vivian, erfunden. Heute bedecken Stahlbahnschienen von vielen Millionen Meilen die Erdoberfläche und tragen den größten Theil des riesigen Weltverkehrs. Die Stahl- oder Eisenschienen hatten übrigens schon Vorläufer. Bereits im 17. Jahrhundert hatten deutsche Ingenieure in einigen deutschen Bergwerken hölzerne Schienen geleast; die Pferde konnten auf diesen primitiven Schienen drei bis viermal schwerere Lasten ziehen.

Leberne Bahnschwellen.

Eisenbahnschwellen aus Leder werden jetzt aus Amerika in den Handel gebracht. Die Lederabfälle aus dem Schuhmachereibetrieb und den Sattlereibetrieben werden sehr fein gemahlen, geteilt und dann in Formen gepreßt. Der Druck kann so geregelt werden, daß der Stoff noch Nagel aufnimmt oder daß er zu hart wird, um einem Nagel noch das Eindringen zu gestatten. Die so verfertigten Schwellen erfüllen angeblich alle Anforderungen, die an diesen wichtigen Bestandtheil des Oberbaus der Eisenbahnen gestellt werden müssen. Vor den großen Vorzug, nicht zu rosten, vor den hölzernen den, beim Einschlagen von Nageln oder bei sonstiger Befestigung der Schienen nicht zu splintern. Nach der Aussage einer metallurgischen Zeitschrift, die wohl als zuverlässig betrachtet werden kann, weil sie sich in den Wettbewerb gegen die eisernen Schwellen nicht gern zieht, haben leberne Schwellen bereits über zwei Jahre veruchsweise gelegen, ohne die mindeste Ausnutzung zu zeigen.